

2. Kolonialforschung

Wie oben bereits ausgeführt, ist die hier vorgenommene Lektüre der historischen Texte nicht historiographisch angelegt, sondern sie steht im Dialog mit der Kolonialforschung. Deren lateinamerikanischer Wegbereiter Edmundo O'Gorman hatte in seinem Werk *La invención de América* (vgl. O'Gorman 1993, zuerst 1958) die berühmte These aufgestellt, dass Amerika nicht »entdeckt«, sondern »erfunden« worden sei. Dass Kolumbus Amerika entdeckt habe, sei kein Fakt, sondern lediglich die »Interpretation eines Fakts« (ebd.: 16, hier und nachfolgend: Übersetzung SG); Kolumbus habe nie unbekanntes Land entdecken wollen, sondern sei auf eine Insel gestoßen, die er nahe bei Japan wählte (vgl. ebd.: 17). O'Gorman argumentiert, dass die genannte »Interpretation«, die Idee, dass Kolumbus Amerika entdeckt habe, das historische Phänomen nicht in seiner Ganzheit zu erklären vermag. Er betrachtet sie als eigenen »historischen Fakt« und rekonstruiert die Geschichte, in deren Verlauf die Reise von 1492 als ein Entdeckungsunternehmen »konzipiert« (ebd.) – in der hier verwendeten Terminologie könnte man auch sagen: diskursiv hergestellt – wurde.

O'Gorman zeigt in seiner Analyse, wie aus der anfänglichen, von Kolumbus ausgehenden Interpretation der gefundenen Länder als Teil des Erdkreises – Kolumbus glaubte, auf den äußersten Osten des Erdkreises gestoßen zu sein – die Auffassung Raum griff, dass die Neue Welt zwar dazugehörte, aber durch den Ozean von der Alten Welt getrennt war. Das nunmehr als »wirterer Teil des Orbis Terrarum bezeichnete Land wird als ein zu Unterwerfendes, in den bisherigen Erdkreis zu Integrierendes begriffen. In O'Gormans Worten wurde Amerika erfunden als Möglichkeit, das neue Europa zu realisieren, und dass die Geschichte Amerikas im Grunde die Umsetzung dieser Möglichkeit darstellt (vgl. ebd.: 153).

Die sich im Nachgang etablierende Kolonialforschung beschäftigt sich einerseits mit den Genres der Reiseliteratur und stellt andererseits die Frage

nach der Schrift als Machtinstrument beziehungsweise als Kontaktzone ins Zentrum ihrer Untersuchungen. Für Erstere stehen die Werke von Autorinnen und Autoren wie Tzvetan Todorov (vgl. 1982), Frauke Gewecke (vgl. 1986), Mary Louise Pratt (vgl. 2008, zuerst 1992) und Urs Bitterli (vgl. 1999, zuerst 1992); für Letztere Ángel Rama (vgl. 1998, zuerst 1984), Serge Gruzinski (vgl. 1988), Mercedes López-Baralt (vgl. 1990), Martin Lienhard (vgl. 2003, zuerst 1990) und Sara Castro-Klarén (vgl. 2011, zuerst 1994; 2002). An der oben bereits bezeichneten Schnittstelle des Übergangs zwischen der ›Entdeckung‹/Eroberung und Kolonisierung, an der diese Studie angesiedelt ist, produziert das Archiv die Kolonialmacht und beglaubigt sie zugleich als immer schon wirksam. Für diese These steht Thomas Richards (vgl. 1993), der die Idee des Archivs in erster Linie als performatives und fiktionales und weniger als dokumentarisches und epistemologisches Instrument beschreibt. In den nachfolgenden Ausführungen werde ich die eben skizzierten Standpunkte und Ansätze genauer ausführen.

Urs Bitterli (vgl. 1999) möchte mit seinem Buch *Die Entdeckung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt* eine »Gesamtdarstellung« dessen liefern, was zum Zeitpunkt der Redaktion seines Textes dem Kenntnisstand zum Thema entsprach. Er hält einleitend fest, dass sein Buch von europäischen Reisenden handle, »die einen mächtigen Kontinent, der anderen Völkern längst bekannt war, ›für Europa‹ entdeckt, erobert und erkundet haben« (ebd.: 9). Es sei das Privileg dieser Reisenden gewesen, »daß sie im Gegensatz zu ihren Vorläufern über ihre Erfahrungen schriftlich berichten konnten« (ebd.: 11). Er stellt den herkömmlichen eurozentrisch geprägten Begriff der »Entdeckung« auf eine neue Grundlage, indem er ihn so zu »relativieren« sucht, dass »kulturelle Arroganz« (ebd.: 12) möglichst ausgeschlossen werde. Dieses im Ansatz läbliche Ansinnen wird jedoch bereits wenige Sätze weiter unten ins Gegenteil verkehrt, wenn Bitterli das »historische Gewicht« der Entdeckungsfahrten bestimmen will und dafür typisch europäische Kriterien aufstellt wie die Frage, ob und in welcher Qualität die Reisen dokumentiert wurden. Mit dem Ansetzen dieses Maßstabes versteht es sich von selbst, dass damit nur Erkundungsfahrten westlicher Akteure als »historische Leistung« (ebd.: 14) verbucht werden können.

Das historische Gewicht einer Entdeckungsfahrt, eines Eroberungszugs oder einer Erkundungsreise wird auch dadurch bestimmt, wie eingehend und zuverlässig ein solches Unternehmen dokumentiert und überliefert ist. In dieser Hinsicht hat die Wanderung der Indianer nach Amerika gegenüber

den Kolumbus-Reisen zurückzutreten, denn jene Urbevölkerung hat keine schriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen, und die archäologischen Funde von Knochen und Werkzeugen sind oft lückenhaft und umstritten. (Ebd.: 13)

Wenn »glaubwürdige Quellen« fehlten, würden sich »Mutmaßungen und Spekulation« an die Stelle eines »überprüfbaren Tatbestands« (ebd.: 14) schieben. Die »vorkolumbischen Reisen nach Amerika« seien zwar undenkbar, »aber eben nicht belegbar« (ebd.). Diese Sichtweise entspricht paradoxerweise genau der eurozentrischen Perspektive, die Bitterli ausschließen möchte, wenn er beispielsweise kritisierend feststellt, dass in der Frühphase des Kulturkontakte »Entdeckung« mit »Aneignung« und »Eroberung« gleichgesetzt worden sei (ebd.: 14f.). Bewusstsein und Distanznahme zur eurozentrischen Sicht werden zwar expliziert, bei der Lektüre der Texte aber nicht durchgehalten und verankert.

Frauke Gewecke untersucht in ihrem bekannten Werk *Wie die neue Welt in die alte kam* die »Fülle von Material« (Gewecke 1986: 12), durch das sich Amerika den Europäern erschloss. Dazu zählt sie Briefe, Reiseberichte und Chroniken, Bilder, Karten sowie zur Schau gestellte Artefakte oder gar »menschliche Ausstellungsobjekte« (ebd.: 11). Wie der Titel des Buches andeutet, wählt die Autorin einen ungewöhnlichen Zugang zur Thematik: Im Fokus steht nicht die »neue« Welt an sich, sondern wie sie sich aus der Perspektive Europas darstellte. »Amerika« begann nach »gängiger Geschichtsauffassung« erst zu existieren, als »es die Europäer zur Kenntnis nahmen« (ebd.), in dem Moment also, als sie Informationen aus der »Neuen Welt« übermittelt bekamen. Doch Gewecke betont, dass die Aussagen in den genannten Materialien über die »amerikanische Umwelt und ganz besonders über die Natur der Amerikaner [...] nur selten erkennen [lassen], daß das Andersartige und Fremde in seiner spezifischen Ausprägung und Wertigkeit – und das hieße: nicht mit den eigenen, sondern mit fremden Augen – gesehen wurde« (ebd.: 12).

In den Zeugnissen macht Gewecke die Perspektive aus, dass »das Eigne und Vertraute in das Fremde und Unvertraute hineinprojiziert« (ebd.) und das Fremde an den eigenen Normen des Bekannten gemessen wird. Dass die Überwindung dieser »ethno- oder eurozentrischen Perspektive« (ebd.) heute teilweise gelingt, streitet Gewecke nicht rundweg ab. Jedoch scheint diese – so stellt sie fest – immer noch vorzuerrschen, wenn die Bedeutung des »europäischen Erbes« diskutiert und »die Eigenständigkeit der lateinamerikanischen Kultur in Frage gestellt« (ebd.) werde. Dort, wo es um »machpolitische oder wirtschaftliche Interessen geht« (ebd.), scheint der Eurozentrismus ge-

mäß Gewecke nichts an seiner Gültigkeit eingebüßt zu haben. Das Ziel ihres Buches besteht darin, die »Einsicht zu vertiefen«, dass »Strukturen und Mechanismen, die bei der Begegnung der ›alten‹ mit der ›neuen‹ Welt wirksam wurden« (ebd.: 13), noch immer nicht überwunden sind. Diese Einsicht aber helfe, das »geschehene Unrecht [zu] bewältigen« (ebd.). Die Hauptursache des Unrechts sieht Gewecke in der eingeschränkten Wahrnehmung vieler europäischer Reisender und/oder Eroberer, die nur sahen, was im eigenen Kulturreis Kreis seine Entsprechung fand (vgl. ebd.: 123). Das Ansinnen, den Eurozentrismus zu überwinden, teilt sie mit späteren Autorinnen und Autoren der Kolonialforschung. Ihr Beitrag besteht darin, dass sie zeitgenössische Stimmen zusammenträgt, die zumindest einen ersten Schritt zur Überwindung der eurozentrischen Perspektive erkennen ließen (wie zum Beispiel Montaigne zu den Kannibalen oder Anghiera zu Mexiko).

Dieselbe Stoßrichtung, den Eurozentrismus zu überwinden, verfolgt auch Mary Louise Pratt in ihrem Buch *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation* (vgl. Pratt 2008). Sie fokussiert in ihren »case studies« mittels spezifischen Analyseinstrumenten die Wirkung, welche die »travel books« (ebd.) – von Europäern geschriebene Reiseliteratur über außereuropäische Teile der Welt – auf die zuhause gebliebenen Europäer hatte. Pratt beschreibt diese Reiseberichte als eines der Hauptinstrumente, mit dem den in Europa Lebenden das Gefühl gegeben wurde, Teil eines globalen Projekts zu sein (vgl. ebd.: 3). In ihren Fallstudien geht Pratt der Frage nach, welche Codes die Texte auszeichnen und wie das »travel writing« Europas Konzeptualisierung in Bezug zu dem gesetzt hat, was mit der Kolonialisierung fortan als »the rest of the world« (ebd.: 4) bezeichnet werden konnte.

Pratt prägte zwei Begriffe, um den kolonialen Prozess des »writing of empire« zu fassen: »Kontaktzone« und »Transkulturation« (ebd.: 7f.). Ersterer wurde dezidiert unter der Prämisse geprägt, *nicht* die europäische expansionistische Perspektive einzunehmen: »Contact zone in my discussion is often synonymous with ›colonial frontier‹. But while the latter term is grounded within a European expansionist perspective (the frontier is a frontier only with respect to Europe), ›contact zone‹ shifts the center of gravity and the point of view« (ebd.: 8). Dieser erste Teil der Begriffsdefinition erweckt zunächst den Eindruck einer neutralen Perspektive, gemäß der sich lediglich durch geographische Umstände getrennte Völker begegnen und miteinander in Beziehung treten. Im zweiten Teil werden jedoch die Konflikte, erzeugt durch den Zwang, den die Eroberer auf die zu Erobernden ausübten, klar als solche benannt: »[T]he space of imperial encounters, the space in which

peoples geographically and historically separated come into contact with each other and establish ongoing relations, usually involving conditions of coercion, radical inequality, and intractable conflict.« (Ebd.) Der Begriff »Kontaktzone« soll als Instrument dazu dienen, eine koloniale Situation des Kontakts zwischen Subjekten der Kolonisatoren und Kolonisierten genau unter die Lupe zu nehmen. Doch was versteht Pratt unter dem eher harmlos klingenden Begriff »Kontakt«?

The term »contact« foregrounds the interactive, improvisational dimensions of imperial encounters so easily ignored or suppressed by accounts of conquest and domination told from the invader's perspective [...]. A »contact« perspective emphasizes how subjects get constituted in and by their relations to each other. It treats the relations among colonizers and colonized, or travelers and »travelees,« not in terms of separateness, but in terms of co-presence, interaction, interlocking understandings and practices, and often within radically asymmetrical relations of power. (Ebd.)

Kontakt als Form von imperialem Zusammentreffen von Kolonisatoren und Kolonisierten ist gemäß dieser Darstellung immer von der kolonialen oder asymmetrischen Situation geprägt und stellt sie gleichzeitig her. Wenn sich Subjekte in den Beziehungen untereinander in der imperialen Kontaktzone konstituieren, können sie sich nur als »koloniale Subjekte« konstituieren. Der Grad der »Improvisation« gibt sich in den konkreten Texten unseres Korpus zu erkennen. Die vielleicht am wenigsten »improvisierende« – da am stärksten formalisierte – Form des Kontakts findet im Kriminalprozess statt: Die »India Magdalena« konstituiert sich just in dieser Bezeichnung als kolonisiertes Subjekt, denn sie steht für die totale Inkorporation in den Diskurs der Eroberer.

Ein zentrales Phänomen der Kontaktzone fasst Pratt in den Begriff der Transkulturation (»transculturation«, ebd.: 7). In Pratts Sinne fokussiert er diejenigen Elemente der Kultur der Eroberer, welche die unterworfenen Völker übernommen und in ihre eigene überführt haben. Dabei bestimmten sie in unterschiedlichem Maße, »what they absorb into their own, how they use it, and what they make it mean« (ebd.: 7). Die übernommenen Elemente durchlaufen einen Prozess der Transformation, um als neues Ganzes hervorgebracht zu werden (vgl. auch Adorno 1988: 12). Pratt stellt sich die Frage, wie die vom Empire eroberten Völker die »metropolitan modes of representation« (Pratt 2008: 7f.) transformieren, wie sie sich diese aneignen und welche Materialien man studieren kann, um diese Fragen zu beantworten. Nimmt man

den Begriff der Transkulturation ernst, sind die Ingredienzien der neuen Kultur, welche die kolonialen Texte – in unserem Fall: Texte der Kolonisierung – zu lesen geben, nicht ohne weiteres erkennbar. Wie wir in der Einleitung gesehen haben, wurden die Spuren der indigenen Kultur gelöscht, indem sie in den dominanten Text integriert wurden. Dass diese Tilgung nicht ohne Widersprüchlichkeiten vonstatten ging, führt die Bezeichnung »India Magdalena« exemplarisch vor: Das indigene Element wurde zwar durch die Repräsentationsmittel der dominanten Kultur ersetzt; gleichzeitig geben dieselben die indigene Präsenz zu erkennen. Die Tilgung des Indigenen weist also paradoxausweise dessen Präsenz aus, indem sie – die Tilgung – im eingesetzten Sprachmaterial und damit an der Textoberfläche sichtbar bleibt. Allerdings eröffnet sich in dieser Sichtbarkeit ein weiteres Paradoxon: Sie ist weitgehend transparent, denn allzuleicht werden nur die Worthülsen wahrgenommen, nicht aber deren gesamte Bedeutung entfaltet. Die Worthülse »India Magdalena« deutet auf den ersten Blick in harmlos anmutender Weise auf eine indigene Frau hin, während der ganze schmerzhafte Prozess des Zwangs und der Unterwerfung nur dann an die Oberfläche tritt, wenn mit den Analyseinstrumenten der Kolonialforschung gearbeitet wird.

Dass die indigenen Stimmen in kolonialen Texten getilgt oder – in Anwendung des Begriffs Transkulturation – »transkulturiert« wurden, ist auch in Tzvetan Todorovs Untersuchung *La conquête de l'Amérique. La question de l'autre* (vgl. 2013, zuerst 1982) eingeschrieben. Er beleuchtet nämlich die »Eroberung Amerikas« nach eigener Aussage nur aus der Perspektive der Eroberer: Die Sicht der Spanier, wie diese die »Indiens« wahrgenommen hätten, sei sein einziges Thema (vgl. ebd.: 12).

Depuis cette époque [de la conquête; SC], et pendant près de trois cent cinquante ans, l'Europe occidentale s'est efforcé d'assimiler l'autre, de faire disparaître l'alterité extérieure, et a en grande partie réussi à le faire. Son mode de vie et ses valeurs se sont répandus sur le monde entier; comme le voulait Colon, les colonisés ont adopté nos coutumes et se sont habillés. (Ebd.: 251)

Um die Differenz zum Verschwinden zu bringen, muss sie zunächst wahrgenommen und bestimmt werden. Folgerichtig schreibt Todorov den außergewöhnlichen »Erfolg«, den die Spanier mit der Eroberung Amerikas feierten, einem spezifischen Zug der westlichen Zivilisation zu, nämlich der Fähigkeit, »die anderen« (ebd.) zu verstehen. Das Unternehmen sei weltweit der erste Schritt in der Entdeckung des Anderen überhaupt gewesen (vgl. ebd.: 12). Seine Analyse dreht sich um die Frage, wie es angesichts der zahlenmäßig-

ßigen Unterlegenheit der Spanier zum militärischen Sieg kommen konnte. Er kommt zu dem Schluss, dass es deren Fähigkeit war, Zeichen zu gebrauchen und verstehen, also zu deuten. Diese These entwickelt er im Verlauf seiner Lektüre der Texte Kolumbus' und Cortés' – Texte des Entdeckers beziehungsweise Eroberers. Todorov bezieht sich auf Texte von Europäern – einzige Ausnahme ist das Kapitel, in dem er die Figur des Moctezuma in den Mittelpunkt stellt. Während sich Cortés sofort auf die Suche nach einem Übersetzer gemacht und mit Gerónimo de Aguilar und la Malinche auch gefunden habe (vgl. ebd.: 105f.), hätten »les Indiens« (ebd.: 69) einen großen Teil ihrer Zeit damit verbracht, Botschaften zu interpretieren. Cortés indes habe Informationen gesammelt. Dabei sei ihm la Malinche zur Seite gestanden, für Todorov »le premier exemple, et par là même le symbole, du métissage des cultures; elle annonce par là l'Etat moderne de Mexique« (ebd. : 107). Als Vermittlerin übernehme sie die Ideologie der Spanier, mit der sie ihre eigene Kultur besser verstehe. Die »Ideologie« der Kolonisatoren als Instrument der Wahrnehmung des Eigenen: eine kolonisierende Sichtweise? Lakonisch fügt er (in Klammern) an: »même si >comprendre< sert ici à >détruire<« (ebd.).

Die europäische Ideologie als Bezugspunkt, als Instrument der Wahrnehmung der anderen Kultur: Die zerstörerische Wirkung dieser Mixtur steht bei Serge Gruzinski (vgl. 1988) im Mittelpunkt. Gruzinski untersucht drei Jahrhunderte des europäischen kolonialen Unternehmens in Mexiko anhand eines umfassenden Textkorpus, bestehend aus historiografischen Werken des 20. Jahrhunderts, Chronisten des 16. Jahrhunderts und indigenen Quellen (vgl. ebd.: 8f.). Er kommt zu dem Schluss, dass das koloniale Unternehmen von einer tiefgreifenden Verwestlichung (»occidentalisation«, ebd.: 367) begleitet war. Die Folgen liegen für ihn auf der Hand: Die indigene Welt außerhalb des westlichen Bezugsrahmens erfassen zu wollen, sei illusorisch und nicht praktikabel, denn alle Quellen seien untrennbar mit den europäischen Ausdruckstechniken und kolonialen Situationen verbunden.

Le passage systématique à l'écrit (à quelque stade que ce soit) et donc l'impossibilité d'atteindre l'oralité, l'inévitable rapport à l'Occident sous la forme du curé, du juge, des tribunaux, des administrateurs, du fisc marquent et précisent les limites de cette traversée des mondes indigènes. [...] Avouons simplement que l'on n'appréhende du monde indigène que des reflets auxquels se mêle immanquablement et plus ou moins confusément le nôtre. (Ebd.: 10)

Die Schrift dient in diesen Fällen als Machtinstrument, als Verkörperung der Macht, die die lokale Kultur gewaltsam verdrängt und ersetzt. Stimmen wie diejenige der »India Magdalena« sind so dicht mit den kolonialen Situationen verwoben, in denen sie geäußert wurden, dass die Bedeutung ihrer Lektüre spekulativ bleiben muss. Der einzige Ausweg bestehe darin, »s'enfoncer dans un lacis d'hypotheses dont il faut admettre qu'elles doivent sans cesse être remises en question« (ebd.). Genau dies soll in der vorliegenden Arbeit versucht werden: den Texten des Korpus einen Sinn abgewinnen, und zwar dergestalt, dass die Spuren der Tilgung der Stimme der Anderen freigelegt werden, wenn dies auch nur annähernd geschehen kann.

Der Einfall der graphischen Kultur der Europäer im Kontinent steht im Zentrum bei Mercedes López-Baralt (vgl. 1990). Im Zuge der Gegenreformation habe die Kirche seit dem Konzil von Trient den Einsatz von Bildern zur Propagierung des (katholischen) Glaubens gefördert. Bild und Text sollten die verschiedenen Sinne der »Christen« simultan mit derselben redundanten Botschaft ansprechen (vgl. ebd.: 57). Spanien habe als wichtiges Zentrum der europäischen Gegenreform die visuelle Kommunikationspolitik – insbesondere in Form der Gattung der Emblematik (vgl. ebd.: 59) – nach Übersee getragen. Strukturell setze sich das Emblem aus drei Teilen zusammen: Bild, Lemma und Epigramm. Während das Bild die Sinne der Betrachtenden anspreche, formuliere das Lemma die durch die Figur allegorisch ausgedrückte Konzeption aus; die Verse des Epigramms erweiterten die Konzeption, indem sie das Emblem verkündeten (vgl. ebd.: 66). Das Ziel des Emblems habe darin bestanden, allen – auch Kindern und Leseunkundigen – ethische und religiöse Wahrheiten zugänglich zu machen. Mit diesen Eigenschaften ausgestattet sei es zum Instrument der Überzeugung und Bekehrung geworden (vgl. ebd.: 63). Das Korpus der Illustrationen der »amerindios« (ebd.: 80) gibt – so die Autorin – ein Bild ab über die Ethnographie der europäischen Mentalität. Es zeige die Entstehung eines Ethnozentrismus, der konkrete politische Aufgaben zu erfüllen gehabt habe: Die kulturelle Diversität musste erklärt, die Ausbeutung oder sogar die Auslöschung der »amerindios« musste gerechtfertigt werden. Diversität wurde gleichgesetzt mit Degeneration, die Folge verschiedener Vergehen, die die fremden Völker von der ursprünglichen Einformigkeit des Menschengeschlechts abweichen ließ (vgl. ebd.: 80). Mit dieser Konstruktion wurde Amerika für das europäische Publikum graphisch erfunden (vgl. ebd.: 66). Die Autorin arbeitet damit heraus, dass die europäische Wahrnehmung der indigenen Welt zutiefst geprägt war von westlichen Mustern, die sich in ihrer Rhetorik niedergeschlagen hatten. Diese Rhetorik gilt

es auf die ›andere‹ Stimme beziehungsweise deren Spuren abzuklopfen, auch wenn dies nur in Annäherung und auf hypothetische Weise geschehen kann.

Während sich López-Baralt auf die Bilddarstellung konzentriert, beschäftigen sich Ángel Rama (vgl. 1998) und Martin Lienhard (vgl. 2003, zuerst 1990) mit der Rolle der alphabetischen Schrift im Prozess der Entdeckung/Eroberung und Kolonialisierung des amerikanischen Kontinents. Rama fokussiert die fundamentale Rolle des »geschriebenen Worts«, welche dieses von Beginn an einnahm: Es begann seine »imperiale Karriere« mit der Besetzung und Inbesitznahme des »entdeckten« Landes, indem diesem Akt gemäß Order der Krone immer ein Schreiber beiwohnen und den Akt beglaubigen musste (Rama 1998: 22). Bei derartigen Landeinnahmen verkehrte sich die scheinbar neutrale Funktion des Zeichens, die Realität abzubilden, in ihr Gegenteil: Die Realität hatte sich nach dem Zeichen zu richten (vgl. ebd.: 25). Schrift wird so zum Planungsinstrument, das die Gegenwart und die Zukunft formt. Diesen Mechanismus nennt Rama eine »aktive Bürokratie« (ebd.: 25), ausgeführt von *letrados*, der gebildeten Elite in den neu gegründeten Städten. Wie dieser Mechanismus funktionierte, soll am Beispiel der Textproduktion um den Tod von Philipp von Hutten konkretisiert werden.

In seinem Buch *La voz y su huella* führt Martin Lienhard (2003) aus, wie die Alphabetschrift mit ihren charakteristischen Techniken es den ›Entdeckern‹ und Eroberern ermöglichte, den typisch europäischen universellen Machtanspruch auszuüben. Sie erlaubte die Fixierung ganzer Reden, die bequem zeitliche und räumliche Distanzen überwinden konnten. Damit konnte die europäische Schrift – so Lienhard – eine imperiale Macht verkörpern, deren Zentrum tausende von Meilen entfernt lag (vgl. ebd.: 63f.). Sie befähigte die Neuankömmlinge, ihre Macht in die Landschaft ›einzuschreiben‹, indem sie neue Toponyme schufen. Diese hätten nicht nur eine simple Namensänderung der Ortschaften bedeutet; mit deren gleichzeitiger Besitznahme wurden neue (vgl. ebd.: koloniale) Legalitäten geschaffen und damit radikal andere Denkkategorien buchstäblich verankert (64). Lienhard betont, dass die alphabetische Schrift nicht nur einfach das autochthone Kommunikationssystem ersetzt habe. Im Gegenteil: Der Einbruch der graphischen Kultur Europas sei begleitet worden von der gewaltsmäßen Zerstörung der lokalen Notationssysteme. Diese betrachteten sie als Erfindung des Teufels, in dem sie wiederum den Gründer der Idolatrien der Einheimischen sahen. Gemäß dieser Ideologie erschien es ihnen unbedingt notwendig, die autochthonen Schriften zu zerstören (vgl. ebd.: 65f.). An die Stelle des alten ›diabolischen‹ Systems setzten die Europäer die ›göttliche‹ Schrift und drängten die orale Kommunikation an

den Rand. Die *conquista escritural* – also die Eroberung des Kontinents durch die Schrift – sei bereits nach wenigen Jahrzehnten so fortgeschritten gewesen, dass sich der Historiker Acosta im Jahr 1590 veranlasst sah zu schreiben, die neue Welt sei »schon nicht mehr neu«, »sondern alt« (»el nuevo mundo ya no es nuevo, sino viejo«). In Lienhards Worten: Die Kultur des Kontinents sei in den Augen der Europäer nicht mehr »neu« – exotisch, indigen –, sondern zu einem Teil der westlichen, von ihnen als »universell« gedeuteten Kultur geworden (vgl. ebd.: 66f.). Damit zeichnet auch Lienhards Analyse einen Prozess der Einverleibung oder eben Tilgung der Stimme des anderen nach. Der Begriff *conquista escritural* bedeutet zweierlei: erstens, dass der Kontinent nicht nur mit Waffengewalt, sondern auch mit Schreiben und Schrift erobert wurde; zweitens, dass die Alphabetschrift die indigenen Schriftsysteme ersetzte. Dieser Prozess der »schreibenden Eroberung« vollzog sich in den Verrichtungen des kolonialen »Alltags«, die allmählich Normalität herstellten. Welche Texte dabei wie produziert wurden und welche Funktionen sie einnahmen, soll in dieser Studie eruiert werden.

Als Spanien mit der Eroberung von Mexiko (1521) und den Anden (1532) zu einem Imperium wurde, drohte die Sicht auf die Welt – so Castro-Klarén (vgl. 2011) – auseinanderzufallen. Um ein solches »diatopical understanding of the world« (ebd.: 202) zu verhindern, mussten Historiographie und Ethnographie ihr biblisch-teleologisches Verständnis von Raum und Zeit verteidigen. Gemäß Sara Castro-Klarén war es nötig, ein »system of othering« (ebd.: 202) zu schaffen, damit die europäische Dominanz über andere Völker gerechtfertigt werden konnte. Dazu diente die Produktion eines Unterschieds. Diese fand in der »contact zone« statt, die auch Mary Louise Pratt beschrieben hatte (siehe oben). Dazu Sara Castro-Klarén: »The study of Latin America has amply demonstrated that in the contact zone's space of struggle – households, haciendas, the confessional, school rooms, universities, judiciaries, commentaries, and chronicles – heterogenous negotiations of subject formation take place on a daily basis.« (Ebd.: 197)

Schauplätze der Textproduktionen sind demgemäß »alltägliche« *contact zones*. Hier sind die Produktionsorte unseres Textkorpus zu lokalisieren: das Gericht, Kommentare in Form von Briefen und Berichten; hier haben sich die Subjekte gemäß den Gesetzmäßigkeiten des Imperiums formiert. Die Vorführung der »ancient Americans as Europe's modern other« geschieht im und über das Archiv. Sie ist das »product of the play of Europe's own archive« (ebd.: 203).

Mit dem kolonialen Archiv beschäftigt sich auch Richards (vgl. 1993). Nach seiner Darstellung ist jedes Imperium per definitionem schon zu weit gegangen: Zu viele Länder hat es übernommen, die zu weit von daheim entfernt sind, um sie noch effizient kontrollieren zu können (ebd.: 1). Wenn Zwang und Kontrolle zur Durchsetzung und Erhaltung der Macht im weitläufigen Imperium nicht möglich sind, ist es auf Alternativen angewiesen. Angedachte Möglichkeiten solcher Alternativen tauchen in den von Richards untersuchten Erzählungen des späten 19. Jahrhunderts auf: Sie sind voll von »fantasies about an empire united not by force but by information« (ebd.). Das beginnende koloniale spanische Imperium hat sich genau dieser ›fantastischen‹ Methode bedient: Indem es, wie oben beschrieben, die Schrift in der Landschaft des Kontinents verankerte, stellte es Macht her und beglaubigte sie. Es ist das, was Philipp von Hutten in seinen Briefen vollzieht: Indem er die Landschaft beschreibt und die zugehörigen Bewohner beim Namen nennt, betreibt er eine Form von »ethnographic surveillance« (ebd.: 21). Es ist auch das, was im *juicio de residencia* und im Kriminalprozess passiert: Das Schreiben am Übergang zur Normalität des institutionellen Lebens in der ›neuen Welt‹ schreibt die Kolonialmacht fest, bestätigt und validiert sie zugleich. Dazu passt auch, dass die orale Kommunikation im Zuge der Durchsetzung der europäischen Schrift marginalisiert wurde, weil Erstere sich der bürokratischen Codierung widersetzt (vgl. ebd.: 20). Ähnlich wie bereits Rama die Umkehrung der Beziehung von Zeichen und Sache beschrieben hatte, lässt sich die Rolle des kolonialen Archivs also nicht als einfache und neutrale Dokumentation der kolonialen Ereignisse fassen, sondern es stellt dezidiert koloniale Macht her und beglaubigt diese gleichzeitig.

Castro-Klarén interessiert sich für das »Writing Back« (2011: 203) des Anderen: Wenige Studien seien bisher zur Konstituierung des subalternen Subjekts gemacht worden, gerechtfertigt mit dem Mangel an adäquaten Quellen. »The absence of alphabetic writing, itself deployed at the time of conquest as the acid test to qualify into the ranks of civilization, continues to dictate the direction of the field« (ebd.: 203). Wie offenbar in vielen anderen Fällen auch muss sich die Lektüre der Texte um den Tod Philipps von Hutten mit den Spuren der in den kolonialen Diskurs integrierten, getilgten Stimmen zufriedengeben. Auf ›adäquate Quellen‹ zu warten, erscheint indes unangebracht.

Resümierend ist festzuhalten, dass die vorliegende Studie als Konkretisierung dessen angelegt ist, was in der Kolonialforschung bisher eher abstrakt zur Funktion des Schreibens in der europäischen Expansion herausgearbeitet wurde. Anhand eines Beispiels – der Textproduktion um den Fall Hutten –

soll mit Inhalt gefüllt werden, was Formierung von kolonialen Subjekten im imperialen Archiv und Festschreibung des Imperiums oder ähnlich genannt wurde. Bisher wurde vor allem zum *Schreiben der Entdeckung* beziehungsweise *der Eroberung* geforscht. Die Analyse des vorliegenden Textkorpus dagegen ist eine Annäherung an das *Schreiben der Kolonisierung*. Sie sucht nach Antworten auf die Frage, wie das Schreiben die Kolonialisierung vorangetrieben hat, also die der Eroberung nachfolgenden Phase am Übergang zur Konsolidierung des kolonialen Imperiums. Im folgenden Kapitel werden nun die Begriffe entwickelt, mit deren Hilfe die Texte des Korpus gelesen werden.